

Der Letzte vom Regiment Gensdarmes.

Historischer Roman von **Cäsar Magnus.**

(8. Fortsetzung.)

Das Grenadier-Bataillon Borde, das letzte der Marschallkolonne Hohenzollerns, näherte sich dem Dorfe Fürstentberg. Es begann zu dunkeln. Aus den tief herüberhängenden Wolken rieselte ein feiner, eiskalter Regen und durchdrang die Leute bis auf die Haut. Müde, todmüde schleppten sie sich vorwärts durch den bodenlosen Schlamm des aufgeweichten Weges. Hier trat der Fuß klatschend in eine Wasserlache, dort stolperte er über das tief ausgefahrene Waagengleis. In dumpfem Schweigen marschierte die Kolonne vorwärts. Wie lange war es doch schon, daß sie so dahingezogen in diesem schrecklichen Schweigen? Und nun schon seit zwei Tagen ohne Nahrung! Entkräftet, ermattet, waren Hunderte am Straßentrande im Graben liegen geblieben.

Nur vor dem Dorfe standen Leute am Wege vom Bataillon Dohna, das dort die Gewehre zusammengekehrt hatte. Stumpfsinnig, theilnahmslos sahen sie ihre Kameraden vorüberziehen. Kein Mantel schützte sie vor dem Regen, der sie mit einer Eiskälte bis auf die Knochen durchdrang. Schauernd, schlitternd in ihrem dünnen, knappen Frack und den leinernen Hosen, drängten sie sich eng aneinander, um durch Wärme ihres Körpers sich gegenseitig zu schützen.

Im letzten Zuge des Bataillons Borde wandte ein alter Russetier mit grauem Bart. Als er die Leute des Bataillons Dohna am Wege stehen sah, raffte er seine letzten Kräfte zusammen, um vorwärts zu kommen. Er eilte aus dem Giebel, er hinnte und stolperte vorwärts, bis er die nächsten erreichte hatte. Aus seinem mageren schalen Gesicht strahlte ein paar große, hohle Augen mit fieberhaftem Glanz und forschten mit banger Frage in den mühsamen, niedergeschlagenen Mienen der Kameraden. Mehrmals öffnete er den Mund; aber er waarte die Frage nicht, die seit langen Stunden sein einziger Gedanke gewesen war. Endlich rang es sich los von seinen dunklen, zuckenden Lippen, saugend und doch mit einem leisen Schimmer von Hoffnung, ein einziges kurzes Wort:

„Dob?“
Die Grenadiere schüttelten den Kopf. Es war zum Sterben traurig, dieses wortlose, hoffnungslose Verneinen. Keine Klage, kein Schimpfen, kein Fluch — dumpfes Verzweifeln. Der alte Mann blieb stehen. Keuchend kam und ging der Atem. Da sah er seine Kameraden im Zuge heranommen und mechanisch gehorchend dem Zwang der Gewohnheit, trat er in's Giebel zurück und taumelte weiter.

Das Bataillon verschwand in der kalten, nassen Finsternis des Oktober-Abends.
Im Gastzimmer der Dorfschenke zu Fürstentberg sah der General der Infanterie Fürst Hohenlohe-Ingelfingen. Ermüdet, erschöpft hatte er sich in eine Ecke auf die hölzerne Bank gesetzt und schalkern und Kopf gegen die gedächte Mauer gelehnt. So hatte ein unruhiger Schlummer ihn übermannt. Wer den Fürsten vor kaum zwei Wochen bei Jena gesehen, der erkannte ihn heute kaum wieder. Wie hatte dort auf dem Schlachtfelde seine hohe, ritterliche Gestalt alle Augen auf sich gezogen. Mit jugendlichem Feuer, ein Held an Tapferkeit, hatte er allezeit da gestanden, wo die Gefahr am größten war; und die Truppen, die den edlen, unerschrockenen Führer über alles liebten, waren zu heroischen Thaten fortgerissen worden durch sein unvergleichliches Beispiel.

Für wahr, furchtbar hatten die letzten Tage auf die sonst imponierende Erscheinung des Fürsten gewirkt. Der jähe Zusammenbruch aller Hoffnungen, aller Erwartungen, das unendlich mühselige Zurückziehen der Trümmer des preussischen Heeres, die ungeheure Last der Verantwortung, der fast gänzliche Mangel an Ruhe und Nahrung — das war zu viel gewesen für den Sechzigjährigen. Das einsame Talglicht, das die enge Stube dürrig erhellte, warf seinen trüben Schein auf das Antlitz eines Greises.

Die Thür öffnete sich, und der Adjutant, Rittmeister von der Marwitz, trat ein. Beim leisesten Geräusch war Hohenlohe erwacht und hatte sich erhoben.
„Hier bringe ich was zu haben wozu“, sagte Marwitz in seiner frischen, lebhaften Art. „Viel ist es nicht: ein paar Kartoffeln, ein Stück Brod und ein Stück Käse.“

„Wein lieber Marwitz“, sagte der Fürst herzlich. „Sie fornen wieder für mich, wie ein Sohn für seinen Vater.“
„Guer Durchlaucht haben mir manche Rechte eines Sohnes eingeräumt“, erwiderte Marwitz, „so bin ich stolz darauf, auch Sohnespflicht erfüllen zu dürfen.“

„Der Fürst reichte ihm die Hand, über die Marwitz sich ehrerbietig beugte.
„Aber wo sind die andern?“ fragte Hohenlohe, „der Quartiermeister und

seine Offiziere? Mit ihnen müssen wir redlich theilen.“

„Der Oberst Massenbach ist zum Melanosjiren geritten in der Richtung auf Voigtburg. Ich habe dafür gesorgt, daß er und seine Begleiter bei ihrer Rückkehr etwas zu essen vorfinden.“

Nun erst setzte sich der Fürst zu seinem einfachen Mahle. Er und sein Adjutant hatten seit gestern Mittag nichts zu sich genommen. So schmeckte denn das Gespräch. Eine Zeit lang fürte man nichts als das harte, eintönige Ticken der Wanduhr und das Tröpfeln des Regens in der Dachrinne.

Hohenlohe trat ans Fenster und sah hinaus in die finstere Nacht.

„Ein trauriger Ort“, sagte er leise, wie für sich selbst. „Wollte Gott, ich wäre in Voigtburg.“
„Wir erreichen morgen Voigtburg mit geringem Morch“, sagte Marwitz aufmunternd. „Dort finden wir die Lebensmittel, die Guer Durchlaucht haben zusammenbringen lassen, und Donnerstag sind wir jenseits der Oder.“

„Wollte Gott, es wäre so“, wiederholte der Fürst noch einmal. „Ich bin am Ende meiner Kräfte. Ich selbst habe ja noch immer zu leben gehabt und mein alter Körper hält noch aus; aber das Elend der Leute schneidet mir in die Seele. Ich kann das nicht mehr ertragen. Wenn sie noch klagen, wenn sie mir Anlaß geben, die Strenge des Dienstes herderzulehnen, es wäre mir weniger schrecklich. Aber dieses stille, stumpfe Weiden klagt mich an mit einer nur für mich hörbaren, fürstlichen Sprache.“

Niemand klagt Guer Durchlaucht an“, erwiderte Marwitz. „Die Leute fühlen, daß es eine verhängnisvolle Verkettung unglückseliger Verhältnisse ist, die sie in ihre traurige Lage gebracht hat. An Ihrer Person aber können sie alle mit unbegrenzter Liebe und Verehrung und mit der festen Überzeugung, daß Guer Durchlaucht Thatsacht und Entschlossenheit in dieser Lage wieder entfalten werden.“

Hohenlohe wandte sich vom Fenster zurück und schritt nachdenklich durch das Zimmer. Es war, als ob er die warmen und doch wohl berechneten Worte seines Adjutanten nicht gehört habe.

„Noch immer keine Meldung vom General Schimmelpfennig“, sagte er, „seit Rathenow schon habe ich keine Nachricht von ihm.“

Es klopte. Marwitz ging nach der Thür. Draußen stand ein Husaren-Offizier.

„Meldung vom General Schimmelpfennig.“

„Hoh!“ — Treten Sie ein.“

Hohenlohe aing lebhaft auf den jungen Offizier zu.

„Nun, was bringen Sie, lieber Freund?“

„General Schimmelpfennig meldet Guer Durchlaucht, daß er heute Vormittag Feindes vor sehr überlegener feindlicher Kavallerie räumen mußte und sich in der Richtung nach hierher zurückgezogen hat. Er bivouacirt etwa zwei Meilen von hier. Der Feind steht ihm dicht gegenüber.“

„Feindliche Infanterie ist nicht gemeldet?“ fragte Marwitz.

„Nein, Herr Rittmeister.“

Hohenlohe trat an den Tisch und betrachtete die dort ausgebreitete Karte. Dann sagte er:

„Schreiben Sie einen Befehl für Schimmelpfennig, lieber Marwitz. Orientiren Sie ihn über meine Aufstellung. Er soll fertaefert meine rechte Flanke bedecken, vor Ueberlegenheit auf Voigtburg ausweichen. — Ich sehe in dieser Meldung nichts Bedrohliches für uns“, fuhr der Fürst fort.

„Da feindliche Infanterie bisher nicht gemeldet ist, so haben wir jedenfalls einen ausreichenden Vorsprung auf dem Wege nach Stettin. Sollte die französische Kavallerie aber sich einfallen lassen, an uns heranzupressen, so hätten wir wohl Gelegenheit zu einem Waffenerfolg, der zwar keine großen materiellen Folgen haben, aber doch die Stimmung unserer Leute heben würde.“

Während Marwitz sich an den Tisch setzte, um zu schreiben, wandte sich der Fürst ängstlich an den jungen Offizier.

„Kenne ich Sie bereits persönlich?“

„Zu Befehl, Guer Durchlaucht. Lieutenant von Zagow von den Schimmelpfennig-Husaren.“

„Ah, ja wohl, ich weiß schon. Sie haben bei Bierzeubühnen Ihren Kommandeur herausgehauen aus den feindlichen Rittreitern. Ich habe Sie in meinem Bericht. Seiner Majestät persönlich bezeichnet und Sie für den Orden vorgeschlagen.“

Der junge Offizier mit dem hübschen, offenen Gesicht erröthete vor stolzer Freude.

„Ich that nur meine Schuldbigkeit, Durchlaucht“, sagte er einfach.

Hohenlohe legte ihm die Hand auf die Schulter und sah ihn freundlich an.

„Wer seine Schuldbigkeit so auffaßt,

der steht höher, als viele Andere. — Aber nun erzählen Sie mir, wie steht es aus bei Ihrem Regiment? Ich habe seit drei Tagen keine Meldung bekommen.“

„Ich bin selbst vom Regiment detachirt gewesen nach Dranienburg und habe dort ein Erlebnis gehabt, wegen dessen mir der General eine dringende Bitte an Guer Durchlaucht aufgetragen hat.“

„So. Nun, sehen wir uns dazu. Kommen Sie, junger Herr, setzen Sie sich an den warmen Ofen; Sie sind ja durch und durch naß. — Warten Sie einen Augenblick.“

Und der Fürst holte selbst aus seiner Satteltasche eine silberne Flasche, die er dem Offizier mit den Worten reichte:

„Trinken Sie, es wird Ihnen gut thun. Das ist von dem besten Pontac, den ich in meinem Keller habe. — So, und nun zu Ihrer Geschichte.“

„Ich stand gestern früh auf der Feldwache vor der Brücke über den Ruppiner Kanal; hatte eine Bedette an die Brücke vorgeschoben. Wie kaum der Morgen anbrach, fielen von vorn ein paar Schüsse. Ich lasse sofort aufsitzen und antwortete. Indem kommt meine Bedette juristig und mit ihr zwei Männer in bürgerlicher Kleidung, aber sicher zu Pferd, die Pistole in der Hand. Der Vorderste, ein großer, schöner Mann, schreit mir zu: „Zur Attade! Feindliche Kavallerie vor uns!“ Im selben Augenblick tauchen auch schon französische Husaren im Nebel auf. Ich atmete. Nachher im Handgemenge sehe ich denselben großen Mann dicht vor mir kämpfen. Er führt den Säbel meisterhaft und scheidet wie ein Löwe. Wie ihm der Hut vom Kopfe fällt, erkenne ich ihn als den Rittmeister Waagenfeld.“

„Was?“ rief Hohenlohe überrascht. „Waagenfeld? Wie kommt er dorthin? Und ohne Uniform?“

„Ich weiß auch nicht, Durchlaucht. Ich denke mir nur, er wird wohl, nachdem er auskuriert, zum Regiment zurückgewollt haben, und da hat er vielleicht die Uniform abgelegt, um ungesichert aus Berlin herauszukommen. Er war hart im Gedränge, ich auch.“

Auf einmal sah ich ihn stürzen, mit seinem Pferd. Die Ufernen waren schon alle geworfen, so benutzte ich einen Augenblick, wo ich mich meiner nächsten Gefahr entziehen konnte, ich meinen Saal herum und jagte zum Regiment zurück, um den Verlust der Brücke zu melden. Waagenfeld glaubte ich gefangen. Da brangen unsere Leute Abends einen feindlichen Dragoon ein, der ertrinkt, er habe bestimmt gesehen, daß der große Mann, der in bürgerlicher Kleidung mitten unter den preussischen Husaren gekämpft habe, lebend in die Hände der Franzosen gefallen sei; der General habe befohlen, ihn unter Bedeckung in einem Wagen nach Berlin zu fuhren.“

Der Rittmeister Marwitz, der seinen Befehl geschrieben hatte, stand auf und kam zu den Beiden herüber.

„Haben Sie gehört, Marwitz?“ rief ihm der Fürst entgegen.

Marwitz nickte.

„Und wie sind uns wohl darüber klar“, fuhr Hohenlohe erregt fort, „was das für ihn bedeutet. Ohne Uniform mit den Waffen in der Hand erarischen, wird er standrechtlich erschossen.“

„Das fürchtet der General Schimmelpfennig auch“, sagte der Lieutenant von Zagow, „und deshalb läßt er Guer Durchlaucht infandig bitten, selbst an den Kaiser Napoleon zu schreiben. Er meint, wenn Guer Durchlaucht versichern, daß der Gefangene Offizier ist, daß er im Begriffe war, zu seinem Regiment zurückzukehren, so wird der Kaiser ihn wie jeden anderen Offizier als Kriegsgefangenen behandeln.“

Hohenlohe schüttelte den Kopf auf den Ellenbogen und bedeckte die Augen mit der Hand.

„Ich würde so handeln, wie der General meint“, sagte er langsam. „Ob der Kaiser so handeln wird? — Ich weiß es nicht. Indef, es ist ein Versuch; und ich will mein Möglichstes thun.“

„Darf ich das Schreiben aufsetzen?“ fragte Marwitz.

„Wein, ich danke Ihnen, lieber Marwitz. Ich will doch lieber den ganzen Brief selbst schreiben. Napoleon kennt mich persönlich und ich hoffe, er wird sich sagen, daß der Mann der Schonung werth ist, für den der Fürst Hohenlohe sein Wort einlegt.“

Der Fürst setzte sich an den Tisch zum Schreiben.

„Woher kennen Sie beide den Rittmeister Waagenfeld?“ fragte der Lieutenant von Zagow leise.

„Wer, der in Berlin gelebt hat, kennt ihn nicht?“ erwiderte Marwitz in demselben Tone. „Der erste Tänzer bei Hofe, der beste Reiter des Regiments, ein Schläger wie keiner, dazu ein schöner Mann und — nun kommt die Hauptfrage — ein vortrefflicher, ein edler Mensch; mit solchen Eigenschaften konnte er nicht verborben bleiben. Der Fürst kennt ihn seit lange und schätzt ihn sehr. Aber glauben Sie mir, er würde denselben Brief auch für jeden Andern schreiben, den er gar nicht kennt.“

Der greise Fürst hatte sein Schreiben mit peinlicher Sorgfalt aufgesetzt. Oft hatte er inne gehalten, um die vorübergehenden Sätze nochmals zu überlesen, und zögernd setzte er endlich seinen Namen darunter.

„Reiten Sie mit Gott, junger Herr, und schonen Sie die Pferdekräfte nicht. Sie reiten für das Leben eines Kameraden; denn ich fürchte, die Herren

Franzosen sind kurz bei der Hand mit Ihren Exultationen. Vergessen Sie nicht, Parlamentärflaggen mitzunehmen.“

Der Lieutenant von Zagow war noch nicht zehn Minuten fort, als die Thür heftig aufgerissen wurde und der Quartiermeister des Fürsten, Oberst von Massenbach, in's Zimmer stürzte.

„Ich habe eben diesen Husaren-Offizier gesprochen“, rief er aufgeregt, athemlos, „Guer Durchlaucht haben noch nicht alarmiren lassen?“

„Wozu jeht ein Alarm?“ fragte Hohenlohe etwas unsicher.

„Wozu?“ wiederholte Massenbach, die Augen aufreißend und heftig gestikulirend. „Aber Durchlaucht, sehen Sie denn nicht, daß wir von jeht ab Tag und Nacht marschiren müssen, wenn wir noch über die Oder wollen? Aus Jehenid hat uns der Feind mit Kavallerie gewonnen, und während er unsere Aufmerksamkeit dort zu fesseln sucht, marschirt er mit der Infanterie dahinter weg und erreicht über Joachimsthal oder über Angermünde Stettin eher als wir, und wir finden nachher den Uebergang besetzt!“

„Woher wissen Sie, Herr Oberst, daß der Feind das thut?“ fragte Marwitz ruhig.

„Woher ich das weiß?“ rief Massenbach kräftig. „Dann wandte er dem Adjutanten den Rücken. „Es giebt Kombinationen“, sagte er mit erhobener Stimme, „die nur dem verständlich sind, der die Verhältnisse des großen Krieges beherrscht.“

Hohenlohe, auf den der lebhaft, gewandte Massenbach einen fast unbeschrankten Einfluß ausübte, hatte sorgenvoll die Karte betrachtet.

„Wenn Sie mit Ihrer Besorgnis recht haben, lieber Oberst“, sagte er mit müdem, traurigem Ton, „dann bleibt uns allerdings nichts übrig, als unsere erschöpften, hungrigen Leute marschiren zu lassen.“

„Es bleibt uns nichts anderes, Durchlaucht!“ rief Massenbach eifrig. „Ich bitte, ich beschwöre Sie, lassen Sie Alarm schlagen. Ich eile selbst, den Befehl zu geben!“

Nach dem Hohenlohe so fest nicht entschlossen. Er hätte gern noch einmal alles besprochen, noch einmal überlegt, erwogen, aber schon war, wie so oft bereits, der unruhige Kopf seines Quartiermeisters mit der Leitung durchgegangen.

Draußen rasteten die Trömmeln. Lautlos formirten sich die Kolonnen. In tiefer Finsternis, durch Regen und Sturm ging es wieder vorwärts — auf dem Wege nach Prenzlau!

Gebhard's Wunde war doch bedeutender, als er selbst anfangs geglaubt hatte. Der Regen des feindlichen Husaren nicht an der vierten Rippe entlanggeglitten und hatte einen langen Stichanal geöffnet, aus dem das Blut ohne Unterlaß in biden Tropfen hervorquoll. Vor seine Augen legte es sich wie ein Schleier, in den Ohren begangen es zu klingen und zu laufen, Hände und Füße wurden so sonderbar gefühllos, und als die Dragoon ihren Gefangenen an der Schulter faheten, um ihn fortzuführen, da brach er besinnungslos zusammen.

„Ach Gott, ach Gott!“ jammerte die Müllersfrau, die neugierig ängstlich auf der Schwelle des kleinen Häuschens erschienen war. „Zhr werdet doch den armen Menschen nicht so auf der Straße liegen lassen. Fast doch mal an und tragt ihn herein hier in unsere Stube.“

Da die Frau bei diesen Worten die hölzerne Halbthür öffnete, die den engen Hausflur abschloß, verstanden die Dragoon, was sie meinte, und mit der Gutmüthigkeit, die fast immer die Soldaten im Felde zeigen, so lange ihre wilden Instinkte nicht gereizt sind, sahen sie auch wirklich vorfichtig an und trugen Gebhard in's Haus.

Der Müller, der sich bisher weislich im Hintergrunde gehalten hatte, kam nun auch zum Vorschein, als er sah, daß die Franzosen sich ganz gemüthlich betragen. Statt aber selbst mit anzufassen, blieb er, die Pelzmütze auf dem Kopfe und die Hände in den Hosentaschen, als unthätiger und mißtrauischer Zuschauer an der niedrigen Thür stehen.

Die Dragoon hatten Gebhard auf das hohe, kurze Bett in der Ecke gelegt. „Geht mal ein bisschen auf die Seite“, sagte die resolute Müllerin, „sonst kann ich nichts sehen hier im Winkel. So, nun wollen wir erst den Kopf ausziehen. Ach je, ach je, das keine blaue Tuch, und ganz zerissen und verrunzelt von dem vielen Blute! Komm! mal her, Du, und halt die Schulter fest, sonst triegen wir den Uermel nicht herunter. Und Du, Gottlieb, Du brauchst auch da nicht zu stehen und zu gloggen. Lauf lieber hin und hol eine Schüssel mit Wasser, das werden wir gleich brauchen.“

So commandirte das frische, kräftige Weib, und wufte mit einer einzigen Handbewegung die Franzosen so anzustellen, daß sie ihr wirklich und zweckmäßig helfen konnten.

„Das muß ein vornehmer Herr sein“, sagte die Müllerin vor sich hin. „Die seine selbende Wunde und das kostbare Eigenheim!“

Das kalte Wasser, das auf den Wundöffnungen brannte, erweckte Gebhard aus seiner Betäubung.

„Ich war wohl gar ohnmächtig geworden?“ fragte er mit einem schwachen Lächeln.

„Nu freilich, gnädiger Herr! 'S ist aber auch kein Wunder, das Blut das lief ja nur so. Aber jeht werden wir's gleich in Ordnung haben. Ich hab schon oft verbunden müssen, wenn die Aenechte sich im Getriebe verlegt hatten, und da hab's manchmal schimmer aus, wie hier. Das wird in ein paar Tagen geheilt sein, so jung und kräftig, wie der gnädige Herr ist.“

Der Blutverlust war doch so stark gewesen, daß Gebhard, als der Verband fest angelegt war, nach wenig Augenblicken in einen tiefen Schlaf versank. Langsam, ganz langsam kam ihm das Bewußtsein zurück. Lange Zeit noch lag er mit geschlossenen Augen und hörte undeutlich, wie aus weiter Ferne, die Töne, die an sein Ohr drangen, ohne daß er sie deutlich unterscheiden konnte. Endlich schlug er die Augen auf.

Der letzte Schein des sinkenden Tages fiel durch die kleinen Fenster in die niedrige Bauernstube. Mechanisch, ohne anfangs recht zu wissen, wo er war, betrachtete Gebhard den bändergeschmückten Weizenkranz, der von dem schwärzlich getönten Deckbalken herabhängte, die grellbunt gemalten Bilder des Heilandes und der königlichen Familie von Preußen an der blau getünchten Wand. In der Ecke tidte eine hölzerne Stube mit hartem Schlag; ihr mit rothen Rosen bemaltes Zifferblatt sah zu Gebhard herüber wie ein Menschen-gesicht.

Auf der Ofenbank saßen die Müllersleute und die französischen Dragoon in leifem Gespräch. Eine wunderliche Unterhaltung. Die Franzosen erzählten sich Kriegsabenteuer und der Müller und seine Frau lauschten den Erzählungen, von denen sie fast nichts verstanden. Und doch hatte die lebhafteste Art zu sprechen, das charakteristische Spiel der Bewegungen und Gebärden mit der Zeit den Eindruck in ihnen erregt, als ob sie diesen bunten Geschichten folgen könnten. Auf dem Tisch stand Speck und Brod, ein paar Schnapsgläser und eine hohe grüne Flasche mit Branntwein. Die Franzosen liehen es sich wohl sein. Das Ganze war wie eine Wanders-Bühne mitten im blutigen Ernst des Krieges.

„Ich möchte einen Schlud Wasser haben“, sagte Gebhard mit leiser Stimme.

Augenblicklich verstummte das Gespräch am Ofen. Die französischen Dragoon hatten vorher, nach dem Geseht, Gebhard dorb und rauh angefaßt; jeht, nachdem der Rausch der Waffenführung verflogen, regte sich in ihnen das Gefühl tiefen Respektes, das jeht gemeine Soldat vor dem höher stehenden Manne hat. Sie verstummten und sahen halb verlegen vor sich nieder.

Die Müllerin sprang auf und brachte Gebhard eine große irdene Tasse mit Wasser.

„Da trinken Guer Gnaden“, sagte sie in ihrer frischen, lebhaften Art. „Das bringt wieder Ruhe ins Blut.“

Gebhard trant in langen, tiefen Zügen und es war ihm, als ströme mit dem kühlen Brunnwasser neues, kräftiges Leben in seine Adern.

„Die Dragoon haben nämlich keinen Wagen finden können“, sagte die Müllerin erklärend. „Weit und breit ist schon alles ausgeraubt von den Franzosen. Nun wollen sie schon Guer Gnaden heut Nachmittag zu Fuß nach Berlin schleppen, aber ich hab's nicht gelitten.“

Gebhard reichte der freundlichen Frau die Hand.

Wie er durch eine französisch geführte Unterhaltung mit den Dragoonen feststellte, hatten diese in der That vergebens versucht, in der nächsten Umgebung einen Wagen auszufinden und, die Unmöglichkeit eines Fuhrtransportes für Gebhard einsehend, sich entschlossen, bis morgen zunächst in der Mühle zu bleiben. Die freundliche Aufnahme und die gute Verpflegung mochten ihr Theil beigetragen haben, um die Franzosen in diesem Entschluß zu bestärken.

Die wirklich vortreffliche Verpflegung, die die gutmüthigen Müllersleute um Gebhard's willen auch den Franzosen angedeihen liehen, schien in der That eine große Anziehungskraft auf die Dragoonen auszuüben. Wenigstens strengten sie sich bei ihren Bemühungen, einen Wagen zu erlangen, nicht übermäßig an, und die Müllerin suchte ihnen täglich durch Zeigen verständlich zu machen, daß der Gefangene noch immer nicht transportfähig sei.

Sowie Gebhard's Kräfte sich so weit gehoben hatten, daß er sich wieder Herr seiner Glieder fühlte, begann er darauf zu sinnen, wie er sich dieser Gefangenschaft durch die Flucht entziehen könne. Aber vergebens suchte er einen unbewachten Augenblick zu finden. So leichtsinnig die Dragoonen sonst waren, so liehen sie doch niemals Gebhard ganz aus den Augen. Einer von ihnen war stets im Zimmer und hatte die geladene Pistole argwöhnisch bereit. So gar bei Nacht blieb einer wach, während die anderen auf dem Stroch am Boden schliefen. Es war augenscheinlich, daß sie die Verantwortung fürchteten, falls der Gefangene ihnen entkäme.

Endlich, nach mehreren Tagen, hatte einer von den Dragoonen einen Korbwagen aufgetrieben und dazu einen mageren, halb blinden Schimmel, der dem Sandfuhrmann gehörte. Auf diesem stolzen Fuhrwerk nahm einer der Dragoonen neben Gebhard Platz, die

anderen begleiteten den Wagen zu Pferd.

Weinend hatte die gute Müllersfrau Gebhard's Hand gefüßt, die er ihr mit herzlichem Dank zum Abschied reichte, und ihr Mann hatte den Franzosen noch eine große Flasche Branntwein mitgegeben, damit sie ihren Gefangenen unterwegs freundlich behandeln sollten.

Gebhard wunderte sich selbst, daß er auf der langen, langweiligen Fahrt nach Berlin nicht in schlechterer Stimmung war. Aber es lag tief in seiner Natur begründet, daß er nicht mehr orübeln konnte über das, was geschehen war und somit unabänderlich fest stand. Er hatte mit redlichem Willen und nach seinen besten Kräften versucht, seinem König zu dienen; es war misslungen, und nun galt es, nicht trübe rückwärts zu sehen, sondern verzagt in die Zukunft, die ihm neue Aufgaben stellen würde. Daß er bis zum Friedensschluß Kriegsgefangener sein würde, das sah er allerdings voraus. Zunächst aber bedachte ihn nur die eine Sorge, wie er Charlotten Theilung machen könnte von dem, was geschehen, und sie beruhigen könnte über sein Schicksal.

In Berlin mußte das seltsame Fuhrwerk mehrfach von einer Wache zur anderen fahren, weil niemand den Dragoonen folgen konnte, wo sie den Gefangenen abzuliefern hätten. Endlich wurden sie von der Hauptwache nach dem Wolkenmarkt gewiesen, und hinter Gebhard Wagenfeld schloß sich der Kiesel des Gefängnisses.

Es war doch ein seltsam beklemmendes Gefühl, mit dem sich der Rittmeister in seiner engen Zelle umfaß. Alles so unfauber, die hölzerne Bank, die nüchternen, kaltbevorzogenen Wände, und alles so todt, so leer. Unendlich endlich langsam schlichen die Minuten, jede Viertelstunde wurde zur Ewigkeit, und als Gebhard glaubte, er müsse schon einen halben Tag in dieser Höhle sitzen und seine Uhr ihn belehrte, daß noch keine Stunde vergangen sei, jeit er sie betreten, da fahete ihn eine unbeschreibliche Angst vor dem Gedanken, daß er vielleicht lange Zeit hier bleiben müsse.

Das sollte überhaupt diese Einzelhaft hier im Gefängnis! Sonst wurden doch die Kriegsgefangenen in Kasernen untergebracht. Zum erstenmal kam ihm der Gedanke, daß man beabsichtigen könne, ihm den Prozeß zu machen. Aber er war unbesorgt. Das erste Verhör mußte ja unbedingt seine Entlassung aus dieser Untersuchungsanstalt zur Folge haben.

Das erste Verhör ließ nicht lange auf sich warten. Nach kaum zwei Stunden erschien ein junger französischer Offizier und fragte ihn nach seinem Namen, Stand, Alter und den sonst üblichen Angaben zur Person.

Als aber Gebhard seinerseits versuchte, eine Frage zu stellen, da wich der Offizier kurz aus.

„Bedauere“, sagte er achselzuckend, „es ist mir verboten, mich mit den Gefangenen zu unterhalten.“

Und damit entfernte er sich wieder. Gebhard verlebte zwei furchtbare Tage in seiner engen Zelle. Auf seiner thätigen Natur, seinem stets beschäftigten Geist lastete diese dumpfe Einsamkeit, ohne die Möglichkeit einer Beschäftigung, wie das Gefühl einer schweren Krankheit. Er beehrte der ganzen Anspannung seines energischen Willens, um nicht in eine trübe Schwermuth zu verfallen, die ihn sonst so fremd war. Wie lange sollte das dauern?

Er begann schon, sich auf die Stunden zu freuen, an der der Wärter ihm kleine löchlichen Mahlzeiten brachte. Zwar sprach auch dieser nie ein Wort und antwortete auf keine Frage, aber es war doch immer eine wenn auch kurze Unterbrechung der entsetzlichen Einsamkeit mit der die Zeit dahin schlich.

Am Nachmittag des zweiten Tages rasteten die schweren Schlüssel an der eisernen beschlagenen Thür.

Gebhard horchte auf. Sollte er sich in der Stunde geirrt haben, und es schon Zeit sein für die Abendmahlzeit? Ein Korporal erschien in der offenen Thür. Draußen auf dem Korridor standen zwei Grenadiere, die lange Kneute im Arm.

„Folgen Sie mir!“ sagte der Korporal kurz.

Erwartungsfull folgte Gebhard nach dem Gerichtszimmer am Ende des langen Ganges.

Es war ein mäßig großer, kahler Raum, durch kleine vergitterte Fenster spärlich erhellt. Eine gelbbraun gefärbte, hölzerne Schranke trennte die Stube in zwei Theile.

Der Korporal winkte Gebhard, diesseits der Schranke stehen zu bleiben und links ihm zur Seite auf.

Jenseits der Schranke stand ein langer schwarzer Tisch, darauf ein gläsernes Tintenfaß, ein messingener Leuchter und ein eisernes Kreuzifix. Am Tisch saß der junge Offizier, der Gebhard bald nach seiner Ankunft vernommen hatte, am Fenster lehnte mit beschränkten Armen ein Major, die Reittpeitsche in der Hand.

„Nun also“, sagte der Major, „haben Sie geschrieben? In der Untersuchung wider den angeblichen Rittmeister von Wagenfeld?“

(Fortsetzung folgt.)